

Erinnerung an einen Ketzer: Lucilio Vanini (1584/85—1619) und Schopenhauers Denkmal seines grausamen Endes

von Ludger Lütkehaus (Freiburg)

Im 18. Jahrhundert, bei Pierre Bayle und Voltaire, im neunzehnten bei Schopenhauer, der ihn hochgeschätzt hat, auch noch zu Beginn unseres Jahrhunderts bei dem heute ebenfalls vergessenen großen Fritz Mauthner gehörte er noch zu den vielgelesenen und vielzitierten Autoren; heute hingegen kennt ihn außer den Spezialisten fast niemand mehr: den italienischen Humanisten und Philosophen Lucilio „Caesar“ Vanini, der um die Jahreswende 1584/85 (das genaue Datum ist unbekannt) vor vierhundert Jahren im italienischen Taurisano geboren worden ist. Hat die Wirkungsgeschichte mit ihrer Vergeßlichkeit noch einmal jenes Todesurteil nachvollzogen, das Vanini einst höchstpersönlich erlitt?

Über sein Leben ist trotz zahlreicher Gerüchte, die meistens seinen moralischen Lebenswandel betreffen, wenig Gesichertes bekannt. Als Meister der Disputierkunst und Apostel seiner ketzerischen Lehren ist er durch Europa gezogen. Wahrscheinlich hat er einige Zeit als Karmelitermönch in einem französischen Kloster gelebt.

In Frankreich war es auch, wo die Professoren der Sorbonne seinen Schriften nicht nur ihr Imprimatur gaben, sondern sie, was Schopenhauer nicht ohne ein gewisses Vergnügen vermerkt hat¹, zu ihrem späteren Leidwesen auch noch ausdrücklich empfahlen: das „Amphitheater der ewigen Vorsicht, göttlich-magisch, christlich-physisch, astrologisch-katholisch, gegen die alten Philosophen, die Atheisten, Epikureer, Peripatetiker, Stoiker ...“ (1615) und vor allem die Dialoge über die „wunderbaren Geheimnisse der Natur, der Königin und Göttin der Sterblichen“ (1616).

Zumindest bei den „Dialogen“ hatten sich die Theologen und Philosophen der Sorbonne mit ihrer positiven Einschätzung vertan, was sie ein Jahr später selbst merkten. Denn Vanini hatte hier höchst eigenwillige Lehren über die Existenz Gottes und die Natur des Menschen und der Welt vorgetragen, die in der Tendenz atheistisch, in der Form oft blasphemisch und immer in der Nähe der kirchlich verurteilten Ketzereien waren. Ihr Kern war ein Pantheismus, der sich häufig der Formeln der mystischen Tradition bediente, aber schon in eine materialistische Naturphilosophie mündete. Gleichzeitig vertrat Vanini trotz seiner großen Skepsis gegenüber der „Krone der Schöpfung“ einen militanten Humanismus, der unter anderem in seiner Kritik des Hexenwahns deutlich wurde: Vanini verstand hier die sogenannten „Besessenen“ in wegweisender Weise als seelisch Kranke.

Wenn ihm trotzdem erst relativ spät der Prozeß gemacht wurde und sich selbst die professionellen Hexenjäger in ihm irrten, dann deswegen, weil Vanini ein Virtuose der witzigen Tarnung war und über eine von Schopenhauer mit spürbarer Freude analysierte² Methode verfügte, die ihn lange Zeit schützen konnte: Er pflegte seine dialogischen Disputationen so zu inszenieren, daß im Streit zwischen Irrlehrern und Rechtgläubigen die letzteren schließlich immer obsiegten. So konnte das „Amphitheater“ als die apologetische Schrift gelesen werden, die der Titel zu versprechen schien. Für diejenigen allerdings, die Ohren hatten zu hören, war klar genug spürbar, daß die ketzerische Gegenposition meist mit den weitaus besseren Argumenten, mit dem größeren Einfallsreichtum und Sprachvermögen ausgestattet war und die „Sieger“ immer die ironisch Düpierten waren. Die angebliche Widerlegung war nur der Anlaß, die verbotene Lehre ausführlich vorzutragen. Im übrigen ließ der Witz des Autors eigentlich keinen Zweifel daran, wo seine Sympathien lagen. Über die Unsterblichkeit der Seele etwa will er sich nicht äußern, bevor er nicht alt, reich und ein (grobianisch-offenherziger) Deutscher geworden sei ...

Alle witzige Tarnung hinderte indessen nicht, daß auch Vanini 1619, neunzehn Jahre nach der Verbrennung Giordano Brunos, ein Jahr nach dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges, die Ketzerverfolgung erreichte. Er wurde in Toulouse, das sich rühmte, als einzige Stadt Frankreichs gänzlich frei von jeder Ketzerei zu sein, wegen Atheismus vor Gericht gestellt und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Ein Hörer, der ihn nach eigenem Zeugnis gerne ob seiner Blasphemien erdolcht hätte, hatte ihn denunziert. Der spätere Parlamentspräsident von Toulouse, Gramond, der ihn zunächst als Lehrer seiner Kinder angestellt hatte, dann aber zu seinem Hauptgegner, zum Zeugen und einem der Richter in Personalunion geworden war, hat die Hinrichtung festgehalten: Sie wäre in der Tat „bestialisch“ zu nennen, wie Gramond den Ketzer schimpfte, wenn der Ausdruck „Bestialität“ nicht unangemessen wäre, weil „kein Tier aus bloßer Bosheit sein Opfer derart quält“ (Fritz Mauthner). Und zwar sollte Vanini die Zunge herausgeschnitten werden — gewissermaßen aus Gerechtigkeitsgründen, weil er mit ihr Gott und Kirche gelästert hatte: Schopenhauer hat solche „Gerechtigkeit“ wiederholt gebührend charakterisiert. In der „Preisschrift über die Freiheit des Willens“ reagiert er noch eher sarkastisch auf derart „kräftige Argumente der Theologen“, deren „Sachen“ ohne diese Argumentationshilfe „sehr rückwärts“ gehen.³ Im zweiten Band der „Welt als Wille und Vorstellung“ stellt er schon mit größerer Bitterkeit in bezug auf Giordano Brunos und Vaninis Ende fest, daß sie „jenem Gotte“ geopfert worden waren, „für dessen Ehre, ohne allen Vergleich, mehr Menschenopfer geblutet haben, als auf den Altären aller heidnischen Götter beider Hemisphären zusammengenommen“.⁴ Und der späte Schopenhauer, der dem „scharfsinnigen und tief denkenden Vanini“ in den „Senilia“ ein weiteres Denkmal setzt, gesteht, daß „wenn ich Dergleichen lese, mich einige Lust anwandelt, diesen Gott zu lästern“. Und er kommentiert das gesperrte Wort: „Hoc ipsum blasphemia est: — ne igitur dicas.“⁵

Wer dieses Urteil zu hart findet, lese die Fortsetzung von Gramonds Beschreibung: Als Vanini seine „verruchte Zunge“ nicht dem Messer darbot, wie ihm das unmittelbar vor Anzünden des Holzstoßes befohlen wurde“, ergriff der Henker sie mit der Zange und schnitt sie ab; und Vanini „stieß einen grauenhaften Schrei aus, wie ein Stier auf der Schlachtbank“.

Was dieses Bild heißen sollte, hatte Gramond vorher erläutert: „Vor seinem Tode sah er (Vanini) wild und schrecklich aus“ — andere Quellen wissen von seinem freien, keineswegs zerstörten Wesen zu berichten —, „sein unruhiger Geist verriet seine Angst in jedem Satze; obgleich er unaufhörlich schrie, er würde als ein Philosoph sterben, endete er doch unleugbar als eine Bestie.“ Mit anderen Worten: Der rechtgläubige Richter vermißte, wie Fritz Mauthner nicht weniger böse als der alte Schopenhauer in seiner Geschichte Vaninis feststellt, bei dem wilden Ketzerstier den philosophischen Halt.

Anmerkungen

¹ E 69.

² ebenda.

³ ebenda.

⁴ W II, 399.

⁵ HN IV, 2 S. 23.